

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 34 (1944)

Heft: 19

Rubrik: Neues Wissen : kurz und klar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dieser doch im Grunde recht unwahrscheinlichen Sache mit dem reichen, spleenigen Amerikaner, der hartnäckig darauf besteht, von Ihnen operiert zu werden und Ihnen ein selbst für amerikanische Verhältnisse ungewöhnliches Honorar dafür anbietet, ja beinahe aufnötigt.“

Alland fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Mit aller Gewalt zwang er sich zum Schweigen. Diese Art unverhüllter Drohung war unerträglicher als jede offene Erpressung.

Galatin spürte die Erregung des Arztes an der nervösen Beschleunigung des Motorgeräusches. „Ich meinerseits“, sagte er beruhigend, „glaube ja selbstverständlich durchaus an Ihre Unschuld, aber wie gesagt — ob das genügt?... Der Fall liegt ganz ähnlich wie damals bei Ihrer Frau Gemahlin. Kein Mensch hätte ihr geglaubt — würde ihr glauben, dass sie nichts wusste. Nichtwissen ist sehr schwer zu beweisen. Dabei kann man alt werden in der Untersuchungshaft. Dann ist es schon sicherer, man weiss zu viel, mehr als die anderen wissen wollen. Damit lässt sich schon eher ein gewisser Druck ausüben. Mit mir zum Beispiel, ist man stets und überall ziemlich vorsichtig umgegangen. Es heisst nicht zu Unrecht: Wissen ist Macht!“

Herr Galatin lachte ganz für sich über sein Bonmot.

Alland und Evelyn sassen regungslos nebeneinander. Sie wagten nicht, sich mit den Blicken zu begegnen. Viel-

leicht hätten ihre Augen Furcht verraten. Furcht vor diesen jovial plaudernden Herrn dahinten, der für sie beide doch das Schreckgespenst des Unterganges selbst war...

Galatin wurde plötzlich wieder ernst. Er schüttelte missbilligend den Kopf: „Immer diese Vorurteile! Was Sie für die ‚Stimme des Gewissens‘ halten, für hohe ethische Prinzipien — das ist im Grunde alles nichts als ein moralisches Vorurteil, wie man es den Kindern gutbürgerlicher Familien schon mit der Muttermilch einflossst. Wer stark genug ist, hält sich nicht daran, wie beispielsweise der Staat selber. Der verbietet den Rauschgifthandel nur, weil er den Profit allein haben will. Ich habe wenig Zeit gehabt, mich viel mit Lesen zu befassen. Aber ich hatte unter meinen Leuten einen, der war früher Privatdozent gewesen. Er wollte ursprünglich nur eine Geschichte des Rauschgifthandels schreiben, hat aber dann die Studien zu intensiv betrieben. Als er zu mir kam, war er schon ein verlorener Mann. Aber wenn er genügend gespritzt hatte, noch immer sehr hell im Kopf. Der hat mir erzählt, dass die Engländer einen richtigen Krieg geführt haben — nur um die Chinesen weiter mit englischem Opium vergiften zu können. Sehen Sie, das ist allerhand. Das, finde ich auch, geht zu weit. Nie würde ich jemand zwingen, mir etwas abzukaufen, wenn er es nicht unbedingt braucht!“

Alland machte, ohne sich umzuwenden, eine energische verneinende Kopfbewegung. „Gerade das ist ein Verbrechen — ein wirklich menschliches Verbrechen, nicht nur ein juristisches — wenn man einen Süchtigen weiter die Drogé beschafft. Sie mögen dagegen sagen, was Sie wollen, das sind alles nur Spiegelfechtereien.“

Der Wagen rollte in mässigem Tempo durch eine Dorfstrasse, die gleich wieder hinter ihnen lag. Galatin schien durch den Widerspruch nicht im geringsten beleidigt. Sein Ton war freundlich, belehrend, als er jetzt antwortete:

„Sie kennen das Leben nicht, Dr. Alland“, sagte er, „nein, unterbrechen Sie mich nicht! Natürlich, ich weiss, Sie haben als Arzt gewiss mehr Einblicke getan als andere. Aber das wirkliche Leben, das kennen Sie nicht. Sonst wüssten Sie, dass es für all die vielen Tausende von Unglücklichen, die Sie mit dem Hochmut des Arztes ‚Süchtige‘ nennen, gar keine andere Möglichkeit gibt, ihr Leben zu ertragen, als irgendein Rauschmittel. Sie sind nicht unglücklich, weil sie ein Rauschgift nehmen, sondern umgekehrt — so unglücklich, dass ihnen nichts anderes übrigbleibt. Es ist für sie die einzige Lösung, sie müssen es haben, sie reissen es mir und meinen Leuten aus den Händen. Wenn ich es ihnen nicht beschaffe, wenden sie sich eben an einen anderen, der sie womöglich noch obendrein betrügt, statt Kokain ein bisschen Zahnpulver liefert. Eine Gemeinheit so was“, — man hörte ehrliche, sittliche Entrüstung aus Galatins Stimme — „ich für meinen Teil habe mich nie auf solche Schweinereien eingelassen. Gute Ware gegen gutes Geld. Das ist auf die Dauer das gesündeste Geschäftsprinzip. Natürlich tue ich das alles nicht aus purer Wohltätigkeit, natürlich will ich verdienen, wie andere Wohltäter der Menschheit auch. Aber bei mir wird wenigstens niemand betrogen. Sehen Sie, Herr Doktor“ — seine Stimme wurde eindringlich überredend — „wenn Ihnen ein armer Teufel gebracht wird — überfahren, kein ganzer Knochen mehr im Leibe, nur noch ein Bündel Schmerzen — da überlegen Sie auch nicht lange. Sie geben eine gehörige Dosis Morphin, das einzige, womit Sie dem armen Kerl noch helfen können. Warum wollen Sie das nicht im Grossen tun? Es gibt viele solche Ueberfahrene, unter die Räder Gekommene, denen man nur so noch helfen kann; das Leben zu ertragen, wissen Sie — das wirkliche Leben, das Höllenleben, das Sie gar nicht kennen!“

Er schwieg einen Augenblick, und als er fortfuhr, klang es fast wie eine Art Selbstgespräch, obwohl er sich dabei noch immer an Alland wandte. (Fortsetzung folgt)

NEUES WISSEN kurz und klar

Auf Neuseeland gibt es einen Papagei, «Kea» oder Gebirspapagei (*Nestor notabilis*) genannt, der zu den gefährlichsten Feinden der Schafe zählt. Der olivengrüne, 50 Zentimeter grosse Papagei greift mit Vorliebe kahlgeschorene Schafe an und reißt ihnen grosse Stücke Fleisch aus dem Leibe, so dass sie oft eingehen. Der Kea, der sonst Aasfresser ist, fällt oft am Tage in ganzen Rudeln über die Schafe her, während er des Nachts die grossen Schlächtereien Neuseelands heimsucht.

In den letzten Jahren, seitdem es den Rundfunk gibt, ist oft davon gesprochen worden, dass Arbeitsleistungen sich durch Musik steigern lassen. Eine uralte Sache! Denn die folgende Notiz wurde bereits vor etwa 100 Jahren veröffentlicht: «Ein Schneidermeister in Leipzig machte während der Messe die Bemerkung, dass die Musik auf der Gasse einen Einfluss auf die Arbeit seiner Gesellen ausübe. Wenn die Musikanten einen Choral oder ein Adagio bliesen, nähten die Gesellen langsam und nachlässig, sobald aber ein Schottischer losging, flogen die Nadeln mit rascher Schnelligkeit.»

Haarnetze trugen schon die Frauen der Bronzezeit (etwa 1800—800 v. Ztw.). Sie waren aus Leinenfäden geflochten oder geknüpft und hielten das nach unten fallende Haar im Nacken und an den Seiten in der gleichen Art wie unsere modernen Haarnetze.

Der Mensch hat das Bestreben, nicht geradeaus, sondern im Kreise herumzugehen, was vielen in der Wüste oder auf Schneefeldern schon zum Verhängnis geworden ist. Die Forscher führen diese merkwürdige und früher häufig angezweifelte Erscheinung auf die Tatsache zurück, dass der menschliche Körper unsymmetrisch gebaut ist. Messungen an einer reichen Zahl von Versuchspersonen haben ergeben, dass nicht nur die Hände in 98 Prozent der Fälle verschieden lang waren, sondern auch die Länge der Beine um drei bis zehn Millimeter verschieden sind. Auf jener Seite, auf der sich das längere Bein befindet, sollen auch Kraft und Empfindlichkeit stärker ausgebildet sein. Da ziehen die Forscher den Schluss, dass man auf dieser Seite weiter ausschreitet, wodurch der Gang allmählich bogenförmig und schliesslich kreisförmig wird.